

Tattoos und krummer Rücken

Frauen mit Beeinträchtigungen zwischen allen Idealen

Martina Puschke

Ein Blick in die Blogs und Social Media Kanäle von Frauen und LSBTIQ*¹ mit Beeinträchtigungen² zeigt deutlich: Viele von ihnen gehen inzwischen offensiv mit ihren Beeinträchtigungen um, posten Fotos von sich, schreiben über Datings und sexuelle Erfahrungen, geben Modetipps und Ratschläge dazu, wie (nicht-behinderte) Menschen mit Ihnen umgehen sollen. Es scheint ein neues Selbstbewusstsein insbesondere junger Frauen und LSBTIQ* mit Beeinträchtigungen zu ihrer Körperlichkeit und zu ihrem Umgang mit ihren ›unperfekten‹ Körpern zu geben.

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich gesellschaftlich und rechtlich vieles für Frauen und LSBTIQ* mit Beeinträchtigungen verändert. Die ›Selbstbestimmt-Leben-Bewegung‹ von Menschen mit Beeinträchtigungen und die Bewegung behinderter Frauen sind erstarkt. Sie agieren als anerkannte Expert*innen in eigener Sache und streiten politisch für Selbstbestimmung und Antidiskriminierung in allen Lebensbereichen. Positive Rollenvorbilder stärken Frauen und LSBTIQ* mit Beeinträchtigungen ihren Lebensweg selbst zu gestalten, ihre eigenen Ziele zu verfolgen und sich in ihren verschiedenen Rollen in der Öffentlichkeit zu zeigen.

-
- 1 LSBTIQ* steht für Lesben, Schwule, bi-, trans- und intersexuelle sowie queere Menschen.
 - 2 Ich verwende den Begriff Beeinträchtigung statt Behinderung, dem sozialen Modell von Behinderung folgend. Demnach ist eine Behinderung ein soziales Konstrukt, das erst durch das Zusammenspiel von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und einer Beeinträchtigung vorliegt. Gut verdeutlicht wird dies durch den Slogan der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung: »Wir sind nicht behindert, wir werden behindert!« oder auch: »Behindert ist man nicht, behindert wird man« (Lingelbach 2018).

Die Stärkung der internationalen Menschenrechte³ sowie zahlreiche weitere rechtliche Veränderungen im Kontext der Behinderten- und Sozialpolitik haben zur Verbesserung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Frauen und LSBTIQ* mit Beeinträchtigungen geführt: sie können zunehmend selbstbestimmt leben. In der Folge haben sich auch die öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurse gewandelt. So geht es gegenwärtig meist nicht mehr darum, ›ob‹ Menschen mit Beeinträchtigungen teilhaben können, sondern ›wie‹.

Ausgehend von diesen gesellschaftlichen und rechtlichen Veränderungen sowie den eingangs beschriebenen positiven Selbstdarstellungen von Frauen und LSBTIQ* mit Beeinträchtigungen in den sozialen Medien, gehe ich in diesem Artikel der Frage nach, ob diese Entwicklungen belegen, dass für sie gesellschaftlich keine anderen Maßstäbe mehr gelten als für alle anderen Frauen.

Als Vertreterin der ›Bewegung behinderter Frauen‹ konzentriere ich mich hierbei auf die gesellschaftlichen Debatten und sozialpolitischen sowie rechtlichen Veränderungen innerhalb derer sich Frauen und LSBTIQ* mit Beeinträchtigungen in den vergangenen Jahrzehnten bewegten und diskutiere, welchen Einfluss dies auf ihren Umgang mit ihren Körpern und ihrer Körperlichkeit sowie ihre gesellschaftliche Akzeptanz und Gleichstellung hatte.

Ein Blick zurück in die 1960er Jahre

Sowohl im Hinblick auf das öffentlich vorherrschende Frauenbild als auch auf die Sicht von Menschen mit Beeinträchtigungen ist ein Blick zurück in die 1960er Jahre spannend, um die gesellschaftlichen Entwicklungen im Kontext von Schönheitsidealen und Selbstoptimierung zu verdeutlichen.

In den 1960er und 1970er Jahren befand sich die Gesellschaft im Umbruch. Bis zu dieser Zeit überwogen gutbürgerliche Normen eines tradierten Frauenbildes, nach denen die Frau idealerweise nach der Hochzeit oder spätestens, sobald das erste Kind geboren wurde, ihre Arbeit aufgibt und sich liebevoll um

3 Eine hohe Schubkraft wurde insbesondere durch die UN-Behindertenrechtskonvention entwickelt, die 2009 in Deutschland in Kraft trat. Sie stellt unmissverständlich klar, dass alle Menschenrechte auch für Menschen mit Beeinträchtigungen gelten. Zudem erkennt sie die mehrfache Diskriminierung von Frauen und Mädchen mit Beeinträchtigungen an und fordert in mehreren Artikeln die Berücksichtigung ihrer Belange – ein Erfolg, der von Frauen mit Beeinträchtigungen aus der ganzen Welt erstritten wurde (vgl. Faber 2007).

die Familie kümmert. Mädchen machten noch einen Knicks bei der Begrüßung der Großeltern, während Frauen mit (sichtbarer) Beeinträchtigung als gesellschaftliche Neutren und nicht als Frauen gesehen wurden.

In den 1968er Jahren entstanden verschiedene Protestbewegungen: Flower-Power, Studenten- und Frauenbewegung, Friedensbewegungen mit alternativen Lebensstilen, Erziehungsstile von Anti-Pädagogik und Laissez-faire. Es war eine Auf- und Umbruchzeit, die auch Auswirkungen auf Ideale von Schönheit, Perfektion und Normalität hatte. In dieser Zeit gründete sich auch die erste Selbstvertretungsgruppe ›Club 68‹; ein früher Vorläufer der Behindertenbewegung. Menschen mit Beeinträchtigungen hinterfragten ihre Teilhabebeeinträchtigungen aufgrund ihrer körperlichen und kognitiven Bedingungen. Die Forderungen aller sozialen Bewegungen aus dieser Zeit beförderten ein Umdenken. Sie waren wegweisend für das gesellschaftliche Bild von Frauen mit Beeinträchtigungen und ihre Politisierung (vgl. Köbsell 2019: 24f.).

Zeitgleich wurde in den 1960er Jahren im Kontext der Behindertenhilfe unter dem Deckmantel der Fürsorge ein ganzes System der Spezialisierung und Aussonderung für Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen geschaffen. Mit Behindertenwohnheimen und -anstalten, Sonderschulen, Werkstätten für behinderte Menschen und vielen weiteren Einrichtungen, nahezu immer am Rande von Städten und Ortschaften ›in schöner Landschaft‹, wurde eine paternalistische ›Sonder‹Welt geschaffen.

Diese bewussten gesellschaftlichen Entscheidungen wirken sich bis heute aus. Zum einen auf das Bild von Menschen mit Beeinträchtigungen in unserer Gesellschaft, zum anderen auf die Frage, wie ernst gemeint die viel zitierte Inklusion von Menschen mit Beeinträchtigungen ist. Denn viele dieser Sondereinrichtungen existieren nach wie vor.⁴ Die paternalistische Sicht der Fürsorge zeigte sich vielfältig, beispielhaft auch in der Namensgebung der ›Aktion Sorgenkind‹, die erst im Jahr 2000 in ›Aktion Mensch‹ umbenannt wurde (vgl. Aktion Mensch o.J.).

4 In der UN-Behindertenrechtskonvention ist gesellschaftliche Inklusion (Inclusion) als Menschenrecht verankert. 2009 ist die Konvention in Deutschland in Kraft getreten. Seither wird diskutiert, wie Inklusion z.B. im Kontext Arbeitsmarkt definiert und umgesetzt werden muss. Die Vereinten Nationen fordern von Deutschland unter anderem die schrittweise Abschaffung von Werkstätten für behinderte Menschen und barrierefreie Arbeitsplätze (vgl. Vereinte Nationen 2015: 10).

Auch im Bereich der Hilfsmittelentwicklung entstand in den 1960er Jahren eine enorme Schubkraft, nicht zuletzt aufgrund vieler Kinder und Jugendlicher mit Kinderlähmung und schließlich infolge des Contergan-Skandals. Bis zum Verbot des (rezeptfreien) Beruhigungs- und Schlafmittels Contergan wurden in Deutschland zwischen 1958 bis 1961 etwa 5.000 Kinder mit verkürzten oder ohne Arme und Beine geboren (vgl. Thomann 2007: A2778). Vielfältige neuartige Prothesen wurden entwickelt, mit dem Ziel der Bewegungsoptimierung und/oder Ermöglichung des Laufens einerseits und dem Ziel zur Erreichung eines weitgehend ›normalen‹ Aussehens andererseits.

Aus meiner Kindheit in den 1960er und 1970er Jahren kenne ich die Maxime des Vertuschens einer Beeinträchtigung und dem Streben nach Normalisierung ebenfalls. Prothesen waren selbstverständlich hautfarbig, ›damit sie nicht so auffallen‹. Es gab auch reine Schmuckprothesen, die nur dem Zweck dienten, ein Körperteil zu ersetzen, koste es, was es wolle. Glasschalen mit aufgemalten Pupillen für blinde Menschen, die schmerzten, sind nur ein Beispiel. Zusätzlich sollte Kleidung das Fehlen von Körperteilen oder Prothesen ›überspielen‹. Das heißt: Lange Hosen oder Röcke bei Beinprothesen, lange Ärmel bei Armprothesen oder Capes mit Flügelärmeln für Mädchen ohne Arme (vgl. Ewinkel/Hermes 1985: 45f.).

Überhaupt galten Prothesen als das Nonplusultra zur Herstellung einer weitgehenden ›Normalität‹. Da war es dem medizinischen System egal, ob die Armprothese Kinder beim Spielen erst wirklich behindert hat. Oder das Tragen einer Beinprothese zwar aufrechtes Laufen ermöglichte, aber eben nur sehr langsames, während die Fortbewegung im Rollstuhl oder auf dem Rollbrett viel schneller ging (und gerade das Rollbrett in Innenräumen auch sehr viel Spaß machte!).

Apropos Rollstuhl: Rollstühle waren in meiner Erinnerung immer hellgrau. Sie waren zudem kastig, hatten hohe Armlehnen, waren eigentlich immer zu groß und sahen für Kinder wie für Erwachsene gleich aus. Und sie waren im Vergleich zu heute eher schwer selbst zu bewegen. Auch Gehhilfen (›Krücken‹) gab es nur in grau (nach der Variante mit Holzgriff und Lederüberzug, die sich lange hielt). Als Mädchen oder junge Frau, in einem solchen Rollstuhl selbstbewusst und modisch durchs Leben zu rollen, ist deutlich erschwert. Die mitleidigen Blicke der (nicht-behinderten) Menschen, die einen gar nicht anschauen, sondern nur das Monstrum von Rollstuhl sehen, befördern das Selbstbewusstsein nicht gerade.

Und dennoch waren natürlich auch in den 1960er und 70er Jahren viele von uns modebewusst, ob alternativ hippie-mäßig oder mit Schlaghosen und Rollkragenpullover.

Viele haben die Hilfsmittel, die sie erst behindert haben, statt ihnen zu nützen, auch verworfen. Theresia Degener, ohne Arme geboren, erinnert sich:

»Mit drei Jahren wurden mir erste ›Schmuckhände‹ verpasst. Prothesen, mit denen ich nicht einmal halb so viel anfangen konnte wie mit meinen Füßen, sie behinderten mich auf allen Ebenen. Mit ihnen konnte ich nicht spielen, weil ich nichts fühlte. Mit ihnen eckte ich überall an, [...]. Beim Essen fühlte ich mich wie ein Roboter, ich drückte auf den falschen Knopf und das Essen landete wieder auf dem Teller, anstatt in meinem Mund.« (Daniels/Degener/Jürgens 1986: 100f.)

Protest gegen (Schönheits-)Normen im Zeitraffer

Das heißt: Viele protestierten bereits in ihrer Kindheit gegen eine ›Optimierung‹ ihres Körpers von außen. Eine wirkliche Protestbewegung vieler behinderter Menschen begann jedoch erst in den 1970er Jahren. Mit dem Krüppeltribunal von 1981 und weiteren Aktivitäten im ›UNO-Jahr der Behinderten‹ gelang den jungen ›Krüppel- und Behindertenbewegung‹ (heute: Selbstbestimmt-Leben-Bewegung) und der Bewegung behinderter Frauen erstmals Auftritte mit großer öffentlicher Resonanz (vgl. Köbsell 2019: 27). Angeklagt wurden u. a. Missstände und Menschenrechtsverletzungen, Gewalt gegen behinderte Frauen, Zwangssterilisationen, Barrieren im Nahverkehr, die Situation in Werkstätten für behinderte Menschen. Das Thema Schönheit war ebenfalls präsent: »Auch mit Puder und Crem (sic!) wird die Krüppelfrau nicht schen (sic!)« und »Krüppelsein passt zu keiner Mode« waren Slogans auf dem Tribunal (Daniels/Degener/Jürgens 1986: 100f.). In den Folgejahren blieb es ein wesentliches Thema, was Gisela Hermes, frühe Aktivistin mit Behinderung wie folgt schilderte:

»Das Schönheitsideal war natürlich ein ganz zentrales Thema für uns. Das Thema: Wir werden an den von Männern gemachten Normen gemessen, die sie Frauen gegenüber anlegen und die können wir nie erfüllen. Damals war für uns einfach ganz klar: Wir lehnen diese Normen ab, von denen auch nichtbehinderte Frauen negativ betroffen waren, die echt Stress hatten, immer möglichst hübsch auszusehen [...] und trotzdem nicht aussahen, wie die

Models im Fernsehen. Wir lehnten diese Normen ganz grundsätzlich ab. Das war ein wichtiger Punkt.« (Faber/Puschke 2007: 18)

1985 erschien der erste Sammelband von behinderten Frauen »Geschlecht behindert, besonderes Merkmal Frau« mit einem Kapitel »Sonnentop ohne Arme ist wie Minirock mit Schienen – Das Schönheitsideal und seine Folgen« (Ewinkel/Hermes 1985: 43f.).

Während Frauen mit Beeinträchtigungen in den 1980er Jahren der Öffentlichkeit erstmals spiegelten, dass sie in der Gesellschaft als sexuelle Neutren behandelt werden, entwickelte sich die Bewegung behinderter Frauen rasant weiter und kritisierte unter anderem auch damals schon Frauenzeitschriften, die das Schönheitsideal schlanker, langbeiniger und langhaariger Frauen propagierten. Theresia Degener erinnert sich, 1991 eine Podiumsdiskussion mit einer Redakteurin der Zeitschrift ›Freundin‹ verhindert zu haben: »Hiermit ist diese Veranstaltung beendet, hier sitzen keine Vertreterinnen der Frauenbewegung auf dem Podium, sondern es sitzen Feindinnen der Frauenbewegung auf dem Podium. Die ›Freundin‹ ist dafür verantwortlich, dass x Frauen unter Bulimie leiden und dass wir alle unter dem Schönheitsideal leiden. [...] Die Redakteurin von der ›Freundin‹ sagte: »Ich weiß gar nicht, was sie haben, Sie sind doch auch so hübsch angezogen!« (Ebd.)

1994 entstand die erste Fotoausstellung von Frauen mit Beeinträchtigungen unter dem Titel »unbeschreiblich weiblich«: Die Bremer Krüppelfrauen-gruppe organisierte mit der Fotografin Renate Rochner ein Fotoshooting und setzte sich in Szene. Heraus kamen ausdrucksstarke und teils provozierende Schwarz-Weiß-Fotos, die gegen den Strich gebürstet waren. Da gab es den »Sockenschuss« einer Frau im Rollstuhl mit Lederhose, schwarzem Pullover, Hut und bunten Socken, eine Pistole auf die Bildbetrachterin gerichtet. Oder den »Tango zu Dritt«, auf dem zwei Frauen im Stil der 1920er Jahre, eine androgyn mit schwarzem Jackett, die andere mit engem schwarzen Kleid, Schultertuch und Riemchensandalen zu sehen sind; wobei die eine bei der anderen auf dem Schoß im Rollstuhl sitzt und sie zusammen die typische Armbewegung eines Tangos ausführen (vgl. Bremen/Rochner 1994).

Ebenfalls in den 1990er Jahren startete die ›Freak-Show‹ behinderter Lesben und Schwuler im Waldschlösschen bei Göttingen, die mehrere Jahre zu einem Treffen mit schrillen Verkleidungen und Theaterinszenierungen entgegen des Mainstreams wurde. Auch ›Krüppellesbengruppen‹ gründeten sich, um Mehrfachdiskriminierungen zu thematisieren und später öffentlich zu machen. Weitere Fotoausstellungen behinderter Frauen folgten, in denen

vermeintliche Gegensätze wie Spitzenunterwäsche und Stützstrümpfe mit orthopädischen Schuhen und ähnliches dargestellt wurden.

All diese Aktivitäten waren Selbstinszenierungen, teils ironisch, teils sehr ernst, immer politisch – und feministisch. Der Phase des Austauschs in Peer-Groups über die eigene Weiblichkeit, die wie beschrieben, lange gesellschaftlich negiert wurde, ging über in eine Phase der Politisierung und des Protests gegen gängige Schönheitsnormen. Frauen mit Beeinträchtigungen definierten erstmals selbst ihre Schönheit, ihre Begehrlichkeit, ihr Frau-Sein.

Selbstdefinitionen von Schönheit

In den 2000er Jahren gab es zum ersten Mal eine anders geartete Auseinandersetzung mit dem Thema Schönheitsideale von Frauen mit Beeinträchtigungen. Dem langjährigen feministischen Protest gegen entsprechende Ideale folgte 2004 der erste Model-Contest für Frauen im Rollstuhl ›Beautys in Motion‹. Die drei Siegerinnen in langen Abendkleidern sind alle schlank, langhaarig, mit makelloser Haut. Drei Frauen, die dem gängigen Schönheitsideal entsprechen – im Rollstuhl. Freude für die einen, entsetzter Protest der anderen. In der Zeitschrift ›Emma‹ gab es ein Streitgespräch zwischen einer Contest-Teilnehmerin und einer Weibernetz-Mitarbeiterin (vgl. Louis/Heering/Puschke 2004: 46f.). Die Pole bewegten sich zwischen dem Recht auf Inklusion in der Modebranche und dem Mitmachen in der selbst ernannten Schönheitsindustrie, die Frauen nur akzeptieren, wenn sie dem von ihnen kreierte Ideal entsprechen.

Damals begannen in Internetforen (noch vor Zeiten von Blogs und Social Media) die ersten Austauschplattformen für junge Frauen mit Beeinträchtigungen:

»Wirklich, da wird alles durchdiskutiert von Make up (sic!), wie man sich sexy und weiblich anziehen kann auch im Rollstuhl bis Diäten und der ganze Pipapo den alle anderen auch machen. Es ist nicht, diese Behinderung verstecken, das ist wirklich nicht mehr so.« (Faber/Puschke 2007: 19)

Seither ist die Vielfalt, wie Frauen mit Beeinträchtigungen ihre Schönheit definieren, sich anpassen, protestieren oder öffentlich provozieren, geblieben bzw. stetig größer geworden. Nicht zuletzt auch durch die Veröffentlichungen von LSBTIQ* mit Beeinträchtigungen.

Dabei sind die persönlichen Auseinandersetzungen mit dem Thema Schönheit und Selbstoptimierung behinderungsübergreifend zu beobachten. In der Zeitschrift ›Ohrenkuss‹, in der Menschen mit Down-Syndrom über verschiedene Themen schreiben, gibt es immer wieder Veröffentlichungen zu den Themen Mode, Schönheit und das Aussehen vieler Menschen mit Down-Syndrom. Sie sind häufig geprägt von gängigen Schönheitsidealen, wie dem, schlank zu sein:

»Ja den Geschmack kann man lernen. Meine Mutter gibt mir Ratschläge. Sonst wäre ich manchmal ein bunter Hund sagt sie. Ich möchte gern schlanker sein. Da gibt es größere Auswahl. Ich freu mich aber, dass ich wie ein Chinese oder Kuba oder Vietnameser aussehe. Das finde ich hübsch.« (Fraas 2004)

Und ihre Kollegin Daniela Hansen ergänzt: »Ich hätte gerne blonde Haare. Meine Nase ist in Ordnung, aber meine Pickel sollen verschwinden. Ich wäre gerne dünn und würde dann einen Bikini tragen« (Hansen 2004). Grundsätzlich finden sich jedoch beide schön. Sie und ihre Kolleg*innen machen immer wieder mit bei Foto-Shootings für die Zeitschrift ›Ohrenkuss‹ oder Ausstellungen, dezent oder auffällig geschminkt, in Kostümen oder modischer Alltagskleidung.

Durch solche Print- und Online-Veröffentlichungen und weitere Aktivitäten, auch im Theater- und Tanzbereich mit teils inklusiven Darsteller*innen, in denen Selbstinszenierung zum Programm gehört, wird eine Öffentlichkeit für individuelle Schönheit und Bewegung geschaffen. Gleichzeitig werden Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen ermutigt, ihre Individualität zu leben.

Um eine wirklich große Öffentlichkeit zu erreichen und einen gesellschaftlichen Trend gegen den Mainstream und eine Akzeptanz für Vielfalt zu schaffen, bedarf es jedoch noch eines guten Stücks Weg, wie das folgende Beispiel zeigt. Wie sehr die öffentliche Zurschaustellung eines Körpers mit Beeinträchtigung polarisieren kann, wurde an der überlebensgroßen weißen Marmorstatue von Alison Lapper deutlich, einer englischen Künstlerin, die ohne Arme und mit kurzen Beinen auf die Welt kam. Die Statue von Marc Quinn zeigt sie selbstbewusst, stolz, nackt und – schwanger. Erstmals ausgestellt von 2005 bis 2007 auf dem Trafalgar Square in London, auf dem legendären ›Fourth Plinthe‹, einem leeren Pfeiler für Wechselausstellungen neben drei weiteren, auf denen Statuen ehrfürchtiger Personen wie Admiral Nelson stehen (vgl. Quinn

2005). Die Reaktionen reichten von wochenlangem öffentlichem Entsetzen, Staunen bis Begeisterung.

Neuer selbstbewusster Umgang mit Hilfsmitteln

Vielfältige gesellschaftliche Veränderungen in den vergangenen 40 Jahren führten zu einer Liberalisierung im Umgang mit Prothesen und Beinschienen (Orthesen). Beinprothesen mussten auf einmal nicht mehr hautfarben sein und einen Unterschenkel möglichst passgenau abbilden. Große Sportevents, wie die Paralympics, die endlich auch vermehrt im Fernsehen übertragen werden, haben zu einem anderen Umgang mit Prothesen geführt und lassen sie bei der breiten Bevölkerung in einem anderen Licht erscheinen. Im Sport werden schmucklose und leichte Sportprothesen ohne Schaumaufbau für Waden und andere Körperteile genutzt. Sie haben Vorbildcharakter für die prothetische Alltagsversorgung. Es gibt sie heute in den verschiedensten Farben, mit Tattoo-Aufdruck, mit unterbrochenen Lochmustern und vielem mehr.

Es gibt Models, die ihre Prothesen auf dem Laufsteg nicht mehr verstecken, sondern sichtbar für alle tragen. Auch das hat Auswirkungen auf den Alltag. Viele Prothesenträger*innen tragen ihre Prothesen heute mit sehr viel mehr Selbstbewusstsein und verstecken sie nicht ständig unter langen Hosen und Röcken.

Dieser Trend zeigt sich auch in der Alltagsnutzung anderer Hilfsmittel. Hörgeräte gibt es inzwischen auch in den unterschiedlichsten Farben und ihre Nutzer*innen tragen sie häufig für alle sichtbar und nicht mehr versteckt hinter längerem Haar. Rollstühle, Rollatoren, Gehhilfen gibt es in unterschiedlichsten Ausführungen, sodass die Wahlfreiheit und die Identifizierung mit dem zum Teil persönlich angepassten Hilfsmittel größer geworden sind. ›Glasaugen‹, die von vielen blinden Menschen getragen werden, sind inzwischen so optimiert, dass sie von Vielen ohne Schmerzen getragen werden können. Dies sind einige Beispiele für Veränderungen, die stellvertretend für viele weitere stehen.

Der medizinische Blick auf Behinderung: Zwang zu Körperoptimierung zeitlebens

Die meisten Menschen mit Beeinträchtigungen sind zeitlebens immer wieder in medizinischer Behandlung. Die Diagnostik oder Therapie ist dabei meist auf die Defizite (des Körpers) fokussiert. Dieser defizitorientierte Blick »führt zu einer [...] Entfremdung von ihrem Körper« (Hofe 2001: 72). »Ich erlebte meinen Körper durch die gesamte Baby-, Kinder- und Jugendzeit als ein Objekt medizinischer Behandlung«, sagt eine Frau mit Spina Bifida. »Mein Körper wurde von einer großen Zahl unterschiedlicher Fachleute – meistens Männer – betastet, abgehört, gemessen, massiert, geknetet, gedehnt, gestreckt, geformt und beurteilt.« (Ebd.)

Dieser Blick und Umgang mit dem Körper von Menschen mit Beeinträchtigungen führt nicht nur zu einer individuellen Körperentfremdung. Er signalisiert auch deutlich, dass der Körper, so wie er ist, nicht ›in Ordnung‹ ist. Offizielle Diagnostiken bestätigen Defizite, die von der Norm abweichen, von einer Norm, die gesellschaftlich akzeptiert wird. Im Rückkehrschluss bedeutet dies in der Praxis für viele Menschen mit Beeinträchtigungen, dass sie als gesellschaftliches Problem gelten. Bei vielen Frauen mit Beeinträchtigungen leidet dadurch das Selbstbewusstsein. Sie fühlen sich nicht als Frau wahrgenommen, wenn immer die Beeinträchtigung im Vordergrund steht; schon gar nicht als sexuell begehrte und schöne Frau.

Nach der Diagnostik dienen unterschiedliche Therapien einer Körperoptimierung, die medizinisch notwendig sind und als angenehm empfunden werden, wenn sie zum Beispiel Schmerzen lindern. Es gibt jedoch auch Therapien, die nur einer weitgehenden Anpassung an gesellschaftliche Normen dienen. Dazu gehören auch Körper›korrekturen‹ durch Prothesen oder Operationen – bis heute.

Ein großer Bereich der Gentechnologie und Bioethik dringt zudem in eine sogenannte »Körperoptimierung« vor.

»In der öffentlichen Diskussion wird über die Abschaffung ›unnötigen Leids‹, auch über die Verhinderung von Behinderungen debattiert. Es scheint, als werde der Traum vom ›neuen‹, ›perfekten‹ Menschen, der in vielfältiger – oft unheilvoller – Ausformung und Dynamik der Moderne geprägt und im Dienst unterschiedlichster Ideen und Ideologien Geschichte gemacht hat, erneut geträumt – wenn auch unter völlig neuen politischen, technischen und medialen Vorzeichen.« (Staupe/Zirden 2001: 161f.)

»Wir sind nicht behindert, wir werden behindert!«

Bis zu Beginn des neuen Jahrtausends war das medizinische Modell von Behinderung gängige Praxis. Die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung prägte Ende der 1990er Jahre den Slogan »Wir sind nicht behindert, wir werden behindert!« und warb für das soziale Modell von Behinderung. Der entscheidende Unterschied beider Modelle: Während das medizinische Modell eine Behinderung als individuelles Problem darstellt, sieht das soziale Modell Behinderung als ein gesellschaftliches Konstrukt.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) legte 2001 in ihrer Definition das soziale Modell von Behinderung zugrunde und definierte Behinderung dreigeteilt. Grundlegend ist eine Schädigung (zum Beispiel das Fehlen eines Beines), aus der eine Beeinträchtigung hervorgeht (zum Beispiel Probleme beim Treppensteigen), die zu einer Behinderung führen kann (wenn eine Prothesenträgerin im Sportverein nicht akzeptiert wird). Folglich ist eine Behinderung immer ein Konstrukt aus einer Beeinträchtigung und den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.

Diese Neudefinierung von Behinderung hatte enorm positive Auswirkungen auf das Selbstbewusstsein behinderter Menschen und ihre politischen Aktivitäten, da diese durch das soziale Modell von Behinderung erheblichen Rückenwind bekamen. Endlich wurde anerkannt, dass eine Behinderung erst durch gesellschaftliche Bedingungen entsteht und somit kein individuelles ›Problem‹ ist. Aus dieser Perspektive leitet sich auch ab, dass die Gesellschaft dafür Sorge zu tragen hat Barrieren abzubauen, durch die Behinderungen entstehen (können). Das Denkmuster der paternalistischen Fürsorge wird verlassen zugunsten einer Menschenrechts- und Antidiskriminierungspolitik.

In Bewegung gegen Diskriminierungen

Es sind deutliche Parallelen der Behindertenbewegung zu weiteren (Gegen-)Bewegungen zu sehen, insbesondere zu solchen, die sich gegen Loo-

kismus⁵ oder Body Shaming⁶, einer Stereotypisierung oder Diskriminierung aufgrund des Aussehens oder ihres Körpers wenden. Lookismus und Ableismus⁷ stehen nah beieinander. Durch beide -ismen können für Einzelne oder ganze Gruppierungen gravierende gesellschaftliche Diskriminierungen ausgelöst werden, meist negative und nur vereinzelt positive. Studien belegen zum Beispiel, dass als gutaussehend befundene, schlanke Frauen eher einen Job bekommen und bessere Karriere- und Verdienstchancen haben (vgl. Tyrell et al. 2016). Diese lookistische Betrachtung ist vergleichbar mit einer beispielhaft ableistischen Annahme, blinde Menschen würden besonders gut hören, kleinwüchsige Menschen seien besonders lustig (vgl. Maskos 2010) und Frauen im Rollstuhl prädestiniert für einen Bürojob.

Auch dicke Frauen kennen ähnliche Stigmatisierungen und Diskriminierungen, die Frauen mit Beeinträchtigungen erleben, sei es, dass ihnen häufig weniger zugetraut wird, ob im Job, oder bei der Chance, eine*n Partner*in zu finden. Gegenbewegungen wie die Fat-Empowerment-Bewegung setzen sich gegen das gängige Schönheitsideal und eine Reduzierung auf ihr (Mehr-)Gewicht ein.

Gemeinsam ist allen sozialen Bewegungen, die sich gegen Sexismus, Ableismus, Rassismus, gegen Diskriminierung aufgrund des Alters, der sexuellen Identität, des Geschlechts, der Religion etc. wenden, dass sie sich gegen Mainstream-Urteile einsetzen. Ihr Ziel ist eine Gesellschaft der Vielfalt sowie der Gleichberechtigung und Chancengleichheit ohne Ausgrenzung aufgrund einzelner Merkmale und Zuschreibungen. Viele von ihnen definieren ihre eigenen Schönheitsideale, beispielsweise Women of Color, alte Frauen, dicke Frauen, Frauen mit Beeinträchtigungen oder Trans* Frauen.

-
- 5 Lookismus ist eine Diskriminierung aufgrund des Aussehens, z.B. durch negative Beschimpfungen oder Beleidigungen. Lookismus trifft Frauen häufiger als Männer, der Annahme folgend, »Schönheit« sei für Mädchen und Frauen wichtiger (vgl. Amadeu Antonio Stiftung 2019).
 - 6 Body Shaming ist ähnlich wie Lookismus eine Diskriminierung oder Beleidigung aufgrund des Körpers. Negative Zuschreibungen, Menschen seien »zu dick« werden häufig verknüpft mit Unterstellungen, sie würden auch »ungesund« leben, seien »unsportlich« und daher auch eher »unglücklich«. Auch Body Shaming trifft häufiger Frauen als Männer (vgl. Fachstelle Gender & Diversität NRW o.J.).
 - 7 Ableismus ist ein Begriff aus der englischsprachigen Behindertenbewegung und geht über Behindertenfeindlichkeit hinaus. Kennzeichnend ist, dass sowohl positive als auch negative Fähigkeiten auf körperliche oder geistige Beeinträchtigungen reduziert werden (vgl. Schär 2014: 12).

Fazit

Der umfängliche Rückblick in die jüngste Geschichte zeigt, dass der Weg für selbstbewusste Bloggerinnen, Influencerinnen und Aktivistinnen durch die langjährigen Kämpfe der Bewegung behinderter Frauen auf Anerkennung ihrer Weiblichkeit geebnet wurde. Die Auseinandersetzung mit Schönheitsidealen und Strategien der Selbstoptimierung ist für Frauen mit Beeinträchtigungen nicht neu. Jedoch haben sich die Möglichkeiten der Selbstdarstellung geändert. Sie sind mit dem Internet und den sozialen Medien schneller und variationsreicher geworden.

Auch die höhere gesellschaftliche Akzeptanz von Hilfsmitteln, öffentliche Sport-, Tanz- und Theateraktivitäten, soziale Bewegungen gegen jegliche -ismen und nicht zuletzt die menschenrechtliche Sicht auf Menschen mit Beeinträchtigungen führten zu einem veränderten Umgang mit (Körper-)Idealen.

Bei der Bewertung meiner Eingangsfrage, ob beim Trend eines positiven Körperbewusstseins und einer öffentlichen Selbstdarstellung für Frauen mit Beeinträchtigungen keine anderen gesellschaftlichen Maßstäbe mehr gelten als für alle Frauen, spielt Ableismus eine große Rolle. Denn die Gesellschaft bewegt sich gegenwärtig zwischen angestrebter Inklusion und Antidiskriminierung auf der einen Seite sowie Behindertenfeindlichkeit und Ableismus auf der anderen Seite.

Das Eingangsbeispiel selbstsicherer Bloggerinnen mit Beeinträchtigungen, die Fotos von sich posten, über ihr Leben und ihre Sexualität schreiben, zeigt: Sie trauen sich öffentlich zu agieren⁸. Sie bestärken andere Frauen und Mädchen, ihren eigenen Weg zu finden. Sie senden Botschaften der Vielfalt in große Teile der Gesellschaft. Sie sind sichtbar.

Dennoch sind sie sich nicht immer sicher, ob ihre Offenheit in Sachen Körperlichkeit oder Sexualität gut in der Öffentlichkeit ankommt. In diversen Blogs berichten Frauen mit Beeinträchtigungen sehr offen, wie sie Sexualpartner*innen kennen lernen und welche sexuellen Erfahrungen sie haben. Teils findet sich am Anfang oder Ende des Blogs die Rückfrage: »Was glaubt Ihr eigentlich? Dass wir keinen Sex haben (wollen)?« An diesen Aussagen wird deutlich, dass unsere Gesellschaft nach wie vor ableistisch ist und Frauen und LSBTIQ* mit Beeinträchtigungen unter anderen Maßstäben bewertet: Es ist

8 Beispielhaft genannt seien an dieser Stelle: [einfachkatja.blog](https://www.einfachkatja.blog), <https://www.holy-shit-i-am-sick.de/category/karina-sturm/> und <https://sexabled.de/>.

diskriminierend, anzunehmen, dass eine Frau mit körperlichen Einschränkungen keinen Sex hat. Dass sie keine*n »abbekommt«. Diese Beispiele ließen sich unendlich fortführen und sie belegen, dass nach wie vor nicht die gleichen gesellschaftlichen Maßstäbe für alle Frauen gelten.

Umso wichtiger ist das stetige gegenseitige Empowerment von Frauen mit Beeinträchtigungen. So schreibt die Studentin Katja (2020) in ihrem Blog:

»Ich hätte mir damals gewünscht, dass es jemanden gäbe, der mich in meinen jungen Jahren begleitet hätte und mir das Gefühl vermittelt hätte, dass ich eine ganz normale junge Frau bin. Eine Frau, die das Recht hat ihr Leben in vollen Zügen zu genießen und zu leben. Ich denke, dass ich von mir sagen kann ein gutes Vorbild zu sein, denn ich vermittele meinen Followern lediglich, dass sie genauso wie sie sind, richtig sind. Ohne Wenn und Aber.«

Literatur

- Aktion Mensch (o.J.): »Schon viel erreicht«, aktion-mensch, [online] <https://www.aktion-mensch.de/ueber-uns/chronik/chronik-detail#abschnitt-1994-2003> [abgerufen am 06.02.2022].
- Amadeu Antonio Stiftung (2019): Lookismus, amadeu-antonio-stiftung, [online] https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/wp-content/uploads/2019/01/Flyer_GMF_Lookismus.pdf [abgerufen am 06.02.2022].
- Daniels, Susanne von/Degener, Theresia/Jürgens, Andreas (Hg.) (1983): Krüppel-Tribunal: Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat, Köln: Pahl-Rugenstein.
- Ewinkel, Carola/Hermes, Gisela (Hg.) (1985): Geschlecht: Behindert. Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von behinderten Frauen, München: AG SPAK.
- Faber, Brigitte (2007): Frauen mit Behinderung weltweit feiern! UN-Konvention unterschrieben, weibernetz, [online] <https://www.weibernetz.de/u/frauen-mit-behinderung-weltweit-feiern-un-konvention-unterschrieben.html> [abgerufen am 04.04.2022].
- Faber, Brigitte/Puschke, Martina (Hg.) (2007): 25 Jahre Bewegung behinderter Frauen. Erfahrungen, Anekdoten und Blitzlichter aus den Jahren 1981–2006, Kassel: Weibernetz e.V.
- Fachstelle Gender & Diversität NRW (o.J.): #Bodyshaming, gender-nrw, [online] <https://www.gender-nrw.de/bodyshaming/> [abgerufen am 06.02.2022].

- Fraas, Sabine (2004): Geschmack, ohrenkuss, [online] <https://ohrenkuss.de/ausgaben/48-mode.html> [abgerufen am 06.02.2022].
- Hansen, Daniela (2004): Verwandlung, ohrenkuss, [online] <https://ohrenkuss.de/ausgaben/48-mode.html> [abgerufen am 06.02.2022].
- Katja (2020): Du bist kein gutes Vorbild, einfach-katja, [online] <http://einfach-katja.de/du-bist-kein-gutes-vorbild/> [abgerufen am 05.02.2022].
- Köbsell, Swantje (2019): »50 behindertenbewegte Jahre in Deutschland«, in: Bundeszentrale für politische Bildung 69, S. 24–30
- Krüppelfrauen Bremen/Rochner, Renate (1994): unbeschreiblich weiblich, re-nate-rochner, [online] <http://www.renate-rochner.de/page/projekte.html> [abgerufen am 05.02.2022].
- Lingelbach, Gabriele (2018): Behindert/Nicht behindert. Begrifflichkeiten, Konzepte und Modelle der Disability History, bpb, [online] <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/275890/behindert-nicht-behindert/> [abgerufen am 04.04.2022].
- Louis, Chantal/Heering, Michaela/Puschke, Martina (2004): »Der etwas andere Schönheitswettbewerb – Ein Pro und Contra«, in: EMMA Nr. 5/2004, S. 46–48.
- Maskos, Rebecca (2010): Was heißt Ableism? Überlegungen zu Behinderung und bürgerlicher Gesellschaft, arranca, [online] <https://arranca.org/archive?path=%2F43%2Fwas-heisst-ableism> [abgerufen am 05.02.2022].
- Quinn, Marc (2005): Alison Lapper, marcquinn, [online] <http://marcquinn.com/artworks/alison-lapper> [abgerufen am 06.02.2022].
- Schär, Wiebke (2014): »Von Ableismus, seinen Facetten und Auswirkungen« in: Forum Psychosomatik. Zeitschrift für Psychosomatische MS-Forschung 24, S. 12–18.
- Staupe, Gisela/Zirden, Heike (2001): »Vom Recht auf Unvollkommenheit«, in: Stiftung Deutsches Hygiene-Museum und Deutsche Behindertenhilfe – Aktion Mensch e.V. (Hg.), Der (im)perfekte Mensch, Hamburg: Hatje Cantz.
- Thomann, Klaus-Dieter (2007): »Die Contergan-Katastrophe: Die trügerische Sicherheit der »harten« Daten«, in: Deutsches Ärzteblatt 41, S. A2778 – A2782.
- Tyrell, Jessica et al. (2016): Height, body mass index, and socioeconomic status: medelian randomization study in UK Biobank, bmj, [online] <https://www.bmj.com/content/352/bmj.i582> [abgerufen am 05.02.2022].
- Vereinte Nationen Ausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen (2015): Abschließende Bemerkungen über den ersten Staatenbericht

Deutschlands, gemeinsam-einfach-machen, [online] https://www.gemeinsam-einfach-machen.de/GEM/DE/AS/UN_BRK/Staatenpruefung/Eerste_Staatenpruefung/CO_Staatenpruefung_deutsch.html [abgerufen am 05.02.2022].

vom Hofe, Jutta (2001): »Bin ich schön?«, in: Stiftung Deutsches Hygiene-Museum und Deutsche Behindertenhilfe – Aktion Mensch e.V. Der (im)perfekte Mensch, Hamburg: Hatje Cantz.